

Leonard Schrader, *Der Yakuza*



Der ehemalige amerikanische Privatdetektiv Harry Kilmer kennt die Spielregeln der Unterwelt Japans und die Gangster, die Glücksspiel, Prostitution und Schutzgelder mit eiserner Hand kontrollieren. Als *yakuza* die Tochter seines alten Kollegen und Freundes George Tanner entführen, reist Kilmer in dessen Auftrag nach Tokio, um das Mädchen aus der Geiselhaft zu befreien. Er wendet sich an den ehemaligen *yakuza* Tanaka Ken, der in seiner Schuld steht. Sie geraten in eine blutige Auseinandersetzung mit einem mächtigen *yakuza*-Clan und sorgen mit Gewehr und Schwert dafür, daß sich die Reihen der japanischen Mafia dramatisch lichten.

Der Regisseur Sydney Pollack hat daraus einen der »elegantesten und unterschätztesten Thriller der siebziger Jahre« (FAZ) gemacht.

Der amerikanische Drehbuchautor Leonard Schrader (1943–2006) lebte seit Mitte der 60er Jahre in Japan. Er galt als ein exzellenter Kenner der japanischen Geschichte und Kultur. Nach seinem ersten Erfolg mit *Yakuza* (1974) schrieb er weitere Drehbücher u. a. zu *Blue Collar* (mit dem sein Bruder Paul 1978 als Regisseur debütierte), *Old Boyfriends* (1979), *Mishima* (1985, Regie: Paul Schrader), *The Man who stole the Sun* (1983) und *Der Kuß der Spinnenfrau* (1985, Regie: Hector Babenco), der mit einem Oscar ausgezeichnet wurde.

»Einer der besten Kriminalromane aller Zeiten.« *Jury Deutscher Krimipreis*

Leonard Schrader

DER YAKUZA

Aus dem Amerikanischen
von Jürgen Bürger

Mit einem Nachwort von Norbert Grob

Alexander Verlag Berlin | Köln

Die Originalausgabe erschien 1974 unter dem Titel *The Yakuza*.
Bearbeitete Übersetzung der deutschen Erstausgabe *Yakuza*, erschienen 1987 im
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe GmbH & Co., Bergisch Gladbach.
Die Übersetzung wurde für diese Ausgabe von Jürgen Bürger neu durchgesehen.
Umschlag: Antje Wewerka
© 1974 and 2008 by Leonard Schrader und Paul Schrader
© für diese Ausgabe by Alexander Verlag Berlin 2008
Alexander Wewerka, Postfach 19 18 24, 14008 Berlin
info@alexander-verlag.com
www.alexander-verlag.com
Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung: fgb – freiburger graphische betriebe
Printed in Germany (October) 2008
ISBN 978-3-89581-191-3

Für Chieko

*In Kalifornien läßt es sich wunderbar leben –
falls man zufälligerweise eine Orange ist.*

Fred Allen (1894–1956)

FREITAG, 13. JULI

Vierundzwanzig Stunden zuvor hatte ein mächtiger Tokioter *yakuza* Kato Sho engagiert, den besten Profikiller Japans, um einem amerikanischen Geschäftsmann in Südkalifornien eine Nachricht zu überbringen. Mr. Katos Dienste waren ungeheuer kostspielig, da der Ehrenkodex seines Berufsstandes bei Todesstrafe den erfolgreichen Abschluß eines jeden Auftrages zwingend vorschrieb. Doch der Tokioter *yakuza* war der Auffassung, daß der Ernst seiner Nachricht die zusätzlichen Kosten rechtfertigte, einen Mann zu engagieren, dem keine Fehler unterliefen.

Der heutige Tag schien dennoch vollkommen normal zu sein. Die Umweltverschmutzung versuchte einfach alles. Die Luft war zum Schneiden dick, der dichte Verkehr quälte sich stoßweise durch die Straßen, und über allem schwebte der schmierigbraune Smog wie eine gigantische Scheibe Hamburger-Hacksteak. Es war alles so wie immer in Los Angeles, dem größten Selbstbedienungs-Drive-in der Welt.

Die großen Weltstädte wie Paris und Tokio haben ihre Lektion aus der Geschichte gelernt: Die Schonzeit war unwiederbringlich vorbei. Nur L. A. funktioniert nach einem selbst gebastelten Prinzip: Die nächste Schonzeit muß schon laufen, noch bevor die erste vorüber ist. Nur L. A. pulsiert, ohne jemals eine Pause zu machen, und lacht, ohne zuzuhören. Nur L. A., wo erwachsene Männer sich als Billy the

Kid und Gypsy Rose Lee verkleiden, konnte eine mutierte Sonnenblume wie Dusty Newman hervorbringen.

In seinem neongrünen Datsun raste er über die Autobahn, drängelte und schob sich gekonnt durch den Nachmittagsverkehr. Dusty, sechsundzwanzig, war kräftig gebaut und auffallend gekleidet, er war angezogen wie ein Salat aus Zitrusfrüchten: Limonengrüne Hose mit weitem Schlag, dazu ein grünlich-zitronengelbes Hemd und eine Armeejacke, die die Farbe reifer Blutorangen hatte. Er war ungepflegt und schmierig, und es war ihm ziemlich gleichgültig, wer das mitbekam. Er war alles, was ein gutgekleideter Privatdetektiv genau nicht sein sollte.

Er verfolgte gerade einen kackbraunen Buick.

Mit achtzig Meilen pro Stunde schlängelten sich die beiden starkmotorigen Wagen über die vier Richtung Westen führenden Spuren des Santa Monica Freeway und donnerten aufs Meer zu, bis sie schließlich im dichten Rush-hour-Verkehr steckenblieben. Nur ein anderer Wagen befand sich zwischen ihnen. Die Luft war drückend, und die vom Smog verschleierte Sonne stach ihnen in die Augen. Doch Dusty genoß es. Er ließ seine Fenster heruntergekurbelt und die Klimaanlage ausgeschaltet. Er wußte weder wer hinter dem Steuer des Buick saß noch warum George Tanner wollte, daß er diesen Mann verfolgte. Er wußte nicht einmal, ob der Fahrer des Buick ihn schon entdeckt hatte. Und er war sich absolut der Tatsache bewußt, daß diese Schuljungen-Botengänge für Tanner nichts waren, was ein richtiger Privatdetektiv jemals tun würde. Doch nichts von alledem störte ihn weiter. Er genoß all das, genau wie eine Blume sowohl die Sonne als auch den Regen liebt.

Nachdem sie den San Diego Freeway überquert hatten, wurde der Verkehr wieder dünner und flüssiger. Dusty schob

eine Rolling-Stones-Kassette in seine Autostereoanlage und donnerte weiter hinter dem Buick her. *Kiss me, baby. You can be my partner in crime.* Sein olivgrüner Stiefel trat rhythmisch das Gaspedal, seine Finger honkytonkten auf dem Lenkrad, und der Rest seines Körpers rüttelte und schüttelte sich wie ein Rockabilly-Pianist. *You gotta call me the tumbling dice.* Während seine Augen immer fest auf dem Buick klebten, summte und trällerte er mit einem verzückten Grinsen im Gesicht. *You gotta roll me.* Der Buick bog auf die zweispurige Ausfahrt nach Santa Monica ab. Dusty folgte ihm. Für einen kurzen Augenblick flatterten seine dunkelblonden Haare aus dem Seitenfenster. *Keep on rolling.*

Obschon der Datsun wie ein durchschnittlicher Mittelklassewagen aussah, blieb Dusty dem Buick mühelos auf den Fersen. Auf den Felgen hatte er Breitreifen, und unter der Haube steckte ein Corvette-Motor mit Turbolader. Nach monatelangem Üben konnte er das Tempo und die Bewegungen des Datsun mit jedem Song harmonisieren. Er liebte es, um Mitternacht auf das Spinngewebe der Freeways hinauszudonnern und bis zum Morgengrauen frei zum Radio zu improvisieren. Doch bei der Arbeit blieb er immer bei dem vertrauten Repertoire seiner Kassetten. Seine augenblickliche Spezialität waren die Stones. Und jetzt, als er auf die rechte Spur synkoptierte, um den Buick nicht zu verlieren, war er gezwungen, einen knallroten Porsche zu schneiden, um den Rhythmus seines Finales nicht durcheinander zu bringen. Noch während er seinen Datsun in einem furiosen Powerslide herumriß, hörte er die quietschenden Reifen des Porsches.

»Jesus!«

Vor der Ampel am Ende der meilenlangen Autobahnausfahrt blieb der Buick stehen, und Dusty hielt vorsichtig hin-

ter ihm an, nutzte die erste sich bietende Gelegenheit, nahe an den anderen Wagen heranzukommen. Er klappte die Sonnenblende herunter, um sein Gesicht wenigstens zum Teil zu verbergen. Am Nummernschild erkannte er, daß der Buick ein Mietwagen war. Der Fahrer hatte pechschwarzes Haar wie ein Mexikaner. Seine weiße Anzugjacke und der Kragen seines roten Hemdes waren aus Seide. Er studierte gerade eine Straßenkarte von L. A.

Mit kreischenden Reifen hielt plötzlich das knallrote Porsche-Cabrio neben Dustys grünem Datsun. Der Fahrer des Porsches war ein stinksaurer Chicano von der knallharten Sorte. Ein *ese bato* mit modischer Plastik-Sonnenbrille. Er trug ein hautenges, lilafarbenes T-Shirt, und auf seinem Hals zeichneten sich deutlich wütend angeschwollene Adern ab. Er schaltete seine Stereoanlage aus und signalisierte Dusty, daß er es auch tun sollte. Seine Goldzähne blitzten, als er brüllte: »*Cabrón!* Du hast mich geschnitten!«

Dusty schaltete seine Anlage aus, beugte sich aus dem Seitenfenster und schenkte dem knallharten Burschen sein strahlendes, himmlisches Lächeln. »Du hast echt tolle Musik dabei, *mano*. Wie wär's? Sollen wir tauschen? Meine schlechteste Kassette gegen deine schlechteste Kassette.«

Der knallharte Typ grinste breit. »*Si, compadre*. Wirf mir deine zuerst rüber.« Dusty nahm eine Kassette vom Armaturenbrett und warf sie zu dem Porsche hinüber. Der Chicano fing sie lässig mit einer Hand auf und grinste ihn wieder breit an. »Arschloch! Wie kommst du auf die Idee, daß ich dir eine von meinen gebe?«

Dusty grinste den Kerl schief an. »Tja, das liegt wohl an meinem festen Glauben an die Menschlichkeit.«

Nachdem der knallharte Bursche verächtlich ausspuckte, wurde Dustys Lächeln eine Spur finsterer, doch seine Stim-

me blieb ruhig und gelassen. »Darf ich dann vielleicht an deinen amerikanischen Sinn für Fairplay appellieren, *mano?*«

»*Marcion!*« Der knallharte Typ machte eine obszöne Handbewegung. »Du weißt absolut gar nichts von Amerika!«

Dustys Lächeln glühte finster, als er dem Kerl sein Wissen über Amerika zeigte. Er griff zu dem Schulterhalfter unter seiner blutorangenfarbenen Armeejacke, riß seine vernickelte .38er Automatik heraus und zielte ganz gemächlich auf den Chicano. »Vielleicht sollte ich dann besser an deinen Überlebenssinn appellieren, *bato.*«

Der knallharte Bursche fletschte die Zähne – »*Bato loco!*« –, packte eine Kassette und schleuderte sie mit aller Kraft nach Dustys Gesicht. Als Dusty sie auffing, schaltete die Ampel auf grün, und der Porsche raste in einer dicken Abgaswolke mit quietschenden Reifen davon.

Der Buick fuhr an. Nachdem er die .38er zurück in das Halfter gesteckt hatte, schaltete Dusty die Stereoanlage wieder ein und folgte auf vier Wagenlängen Abstand. Am Holiday Inn bogen die beiden Autos Richtung Süden ab und fuhren parallel zum Meer über den Pacific Coast Highway. Zwischen den zur Meerseite gelegenen Motels schimmerte hin und wieder ein Stück Strand und Wasser durch. Selbst jetzt noch übervölkerten die vor der drückenden Großstadt-hitze fliehenden Menschen den Strand. Die kupferfarbene Sonne trieb faul auf dem verschwommenen, grauen Horizont. Gedämpft durch den bräunlichgrauen Smog, erinnerte die Sonne an die Öffnung einer Messingtrompete.

Der Fahrer des Buick ließ sich von anderen Fahrzeugen überholen, so als wäre er für eine Verabredung zu früh dran. Bis zu Tanners Reederei am Coast Highway in Long Beach waren es jetzt nur noch zwanzig Meilen. Dusty folgte in sicherem Abstand. Seine Finger trommelten ungeduldig auf

dem Lenkrad, der turbogeladene Motor rührte unter der Kühlerhaube. Der vierspurige Highway war voller todschicker Wagen, hinter deren Steuer ebenso todschicke Miezchen hockten. Dusty sah drei von ihnen an sich vorbeiziehen: Protzige, glänzende Sportwagen, gefahren von seidigen Blondinen mit rückenfreien Tops und pastellfarbenen Sonnenbrillen. *You can be my partner in crime.* Abgesehen davon, daß ihre Wagen verschiedene Geschmacksrichtungen repräsentierten, sahen sie alle absolut gleich aus. *Keep on rolling.*

Fünfundzwanzig Minuten später hatten der Buick und der Datsun Long Beach erreicht und warteten hintereinander an der letzten Ampel vor Tanners Büro. Auf der rechten Seite erstreckte sich die San Pedro Bay mit ihren Docks und den Schiffen im trüben Smogdunst. Auf der linken Seite des Highway drängten sich Fiberglas-Restaurants: Billige Imitationen Schweizer Chalets und tahitischer Hütten. Das kupferfarbene Licht der Sonne verlieh ihnen einen metallischen Glanz. Sie erinnerten an eine einzige, lange Reihe von Verkaufsautomaten.

Die Ampel schlug auf grün um. Dusty beobachtete, wie der Buick die Kreuzung überquerte und dann, nachdem er vor Tanners Firma langsamer geworden war, nach rechts in die Einfahrt der Reederei einbog. Dusty stellte den Datsun am Bordstein ab und ging schnell zu der Telefonzelle direkt neben der Firmeneinfahrt. Durch die schmierige Glasscheibe sah er den braunen Buick neben Tanners taubenblauem Ferrari einparken. Die beiden Wagen standen allein unter dem Holzschild mit der Aufschrift: »Tanner Freight Shipping, Tokyo & Los Angeles.«

Der Mann in dem weißen Seidenanzug stieg langsam aus dem Buick und schaute sich um. Er war ein großer, muskulöser Japaner. Überhaupt nicht wie die freundlichen Japa-

ner in Little Tokyo, die sich immerzu verbeugten und lächelten, die klein und sehr zerbrechlich aussahen. Dieser Bursche hier stand da wie ein stählerner Ladestock, und eine Seite seines Gesichts sah aus wie ein Stück Metallschrott. Unter der linken Achselhöhle zeichnete sich deutlich ein Schulterhalfter ab. Mit schnellen Schritten ging er zu der Fliegendrahttür hinüber, riß sie ohne zu zögern auf und verschwand im Gebäude.

Schnell überquerte Dusty den großen Parkplatz. Weit und breit waren keine anderen Autos oder Lastwagen zu sehen. Bis auf Tanner hatte bereits jeder Feierabend gemacht und war nach Hause gefahren. In dem Bürogebäude war es vollkommen still. Die einzigen Geräusche wehten vom Highway herüber. Nachdem Dusty das Gebäude erreicht hatte, schlich er dicht an der Wand entlang zu der Fliegendrahttür und warf mit einem Auge einen vorsichtigen Blick hinein: Der Korridor war dunkel und verlassen. Langsam zog er die Aluminiumtür auf und betrat den Flur, ohne das winzigste Geräusch zu machen. Die Tür zu Tanners Büro stand offen. Ein Rechteck von grellem, weißem Neonlicht fiel in den dunklen Korridor. Erregte Stimmen hörten auf zu sprechen. Dusty zog seine 38er Automatik. Lautlos und auf Zehenspitzen schlich er den Flur bis zu der hell erleuchteten Tür hinter, warf vorsichtig einen Blick in den dahinterliegenden Raum und sah beide im Profil: Tanner saß hinter seinem wuchtigen Schreibtisch und der große Japaner stand davor.

Tanner hatte Angst, den Japaner direkt anzusehen. Er starrte auf die Wand am anderen Ende des Zimmers. Sein Gesicht war aschfahl, seine Augen klebten auf dem Modell eines Schiffes: *No. 2 Tanner Maru*. George Tanner war sechsundfünfzig Jahre alt, dünn und geistesgegenwärtig und bestimmt kein Mann, den man leicht einschüchtern konnte.

Obschon körperlich nicht besonders kräftig, war er dennoch ein furchtloser Manager mit einem sehr starken Willen, der es zu beträchtlichem finanziellem Erfolg gebracht hatte, indem er große Risiken in einer risikoreichen Branche eingegangen war. Er wußte, wie man Geld einsetzte, Menschen führte und Schwierigkeiten in den Griff bekam. Zwanzig Jahre lang hatte er seine Firma allein geleitet, doch jetzt war er vor Entsetzen sprachlos. Er hatte sofort erkannt, daß sein Besucher kein gewöhnlicher Bote war, sondern ein *yakuza*-Mörder, ein Kamikaze-Killer. Gelähmt vor Angst wartete er auf jene eiskalten, brutalen Worte, auf die förmliche Verkündigung des Schicksals im Stil der *yakuza*: George Tanner, ich werde deinen Tod empfangen.

Plötzlich beugte der große Japaner sich aus der Hüfte heraus vor und nahm die formelle Einleitungshaltung des *yakuza* ein: Die linke Hand auf dem linken Knie, die rechte Hand mit der Handfläche nach oben ausgestreckt. Er sprach Englisch mit einer tiefen, schnarrenden Stimme.

»Beginnen wir noch einmal, Mr. Tanner. Ich bin Kato Sho. Ich bin ein freier Beauftragter ohne *oyabun* oder Clan. Ich überbringe eine Nachricht von Tono Toshiro, dem *oyabun* des Tono-Clans.«

Tanner schaute auf und biß sich heftig auf die Unterlippe. »Hat Tono Sie engagiert, damit Sie mich töten?«

»Noch nicht. Ich bin lediglich ein Bote. Ich spezialisiere mich auf Tätigkeiten internationaler Natur.«

Dusty hatte genug gehört. Er hob seine .38er, zielte auf Katos Kopf und trat in die Tür. »Keine Bewegung!«

Kato richtete sich auf, warf einen flüchtigen Blick auf die .38er, als wäre sie ein lästiger Moskito und funkelte Dusty an. Der harte Blick dieser stechenden, schwarzen Augen ließ Dusty unwillkürlich zusammenzucken. Dann drehte Kato sich

wieder zu Tanner um. »Ist das nötig? Ich bin nur der Überbringer einer Nachricht.«

Tanner nickte. Langsam kehrte wieder Farbe in sein Gesicht zurück. »Steck sie weg, Dusty.«

Dusty senkte den ausgestreckten Arm und hielt die .38er locker neben seinem Bein. Kato ignorierte sie.

»Mr. Tanner, Sie müssen innerhalb von drei Tagen nach Tokio zurückkehren, um Ihr bislang unerledigtes Geschäft mit Tono zu regeln. Das ist die Nachricht.«

Einen Augenblick lang erwiderte Tanner nichts. Er fand seine Fassung sehr schnell wieder. Dann stand er auf und sagte in einem nüchternen Geschäftston: »Ich verstehe. Und was ist, wenn ich nicht zurückfahre?«

»Tonos Nachricht läßt keinerlei Raum für Diskussion.« Kato griff in die Innentasche seines weißen Jacketts und zog einen grünen Stoffetzen heraus, den er auf den Schreibtisch fallen ließ. Hastig griff Tanner nach dem Stück Stoff. Ein ungläubiger Ausdruck erschien auf seinem Gesicht, dann ließ er sich in den Sessel zurücksinken. Der grüne Fetzen in seiner Hand zitterte.

Katos Stimme klang eiskalt und völlig unbeteiligt. »Ich nehme an, Sie erkennen die Bluse Ihrer Tochter. Tono hat auch nicht das geringste Bedürfnis, Ihrer Tochter etwas anzutun. Aber ich darf Ihnen versichern, daß dies durchaus nicht außerhalb seiner Fähigkeiten liegt. Sollten Sie also innerhalb der nächsten drei Tage nicht wieder in Tokio eintreffen, werde ich mit etwas anderem zurückkehren, das Ihrer Tochter gehört. Allerdings wird das kein Stück ihrer Kleidung sein.«

Mit zitternder Hand umklammerte Tanner den grünen Stoff.

»Drei Tage, Mr. Tanner.«

Kato verbeugte sich knapp, machte dann auf dem Absatz kehrt und ging mit schnellen Schritten zur Tür. Als er an Dusty vorüberging, sausten seine stählernen Hände wie Blitze durch die Luft. Drei blitzschnelle Karateschläge schickten Dusty in die eine und seine .38er in die andere Richtung. Es war eine saubere, hoch effiziente Demonstration grausamer Macht und Gewalt. Dusty flog über den Boden, bis er mit dem Kopf gegen die Wand schlug. Kato stand ruhig und gelassen in der Tür. »Tono wartet, Mr. Tanner.« Er verbeugte sich noch einmal und verschwand dann in den dunklen Flur.

Dusty umklammerte Hals und Bauch, verzog schmerzerfüllt sein Gesicht, schüttelte die Benommenheit aus seinem Kopf und rappelte sich mühsam auf. Schnell hob er seine .38er vom Boden und warf einen Blick in den Korridor: Leer. »Jesus!« Als er sich wieder in den Raum umdrehte, sah er, daß Tanner sich auf seinem Schreibtischstuhl gedreht hatte und durch das große Fenster aufs Meer hinausstarrte, reglos, wie in einem Schockzustand. Langsam durchquerte Dusty das Büro zu Tanners Schreibtisch. »Tut mir leid, Mr. Tanner.«

Tanner starrte auf den grauen Pazifik hinaus, als könne er bis nach Tokio sehen.

Dusty schob seine .38er zurück ins Schulterhalfter, wartete einen Moment und sagte schließlich: »Wer war dieser Kerl überhaupt?«

Tanner rührte sich nicht. »Er ist ein *yakuza*. Ein gottverdammter japanischer Gangster.«

»Soll ich weiter an ihm dranbleiben?«

Einige Minuten lang antwortete Tanner nichts. Sein angespanntes Gesicht blieb regungslos, seine dunklen Augen fixierten weiter die vom Smog verschleierte, dicke Kupfer-Sonne, die träge auf dem grauen Wasser trieb. Dusty wartete. Schließlich begann Tanner zu sprechen. Nichts außer

seinen dünnen, schmalen Lippen bewegte sich. »Das ist ein Job für Harry Kilmer. Er ist meine einzige Chance.«

»Hab' schon von ihm gehört.«

Tanner blickte mit funkelnden Augen aus dem Fenster. Sein schmales, bleiches Gesicht reflektierte das kupferfarbene Licht der Sonne. Seine Miene drückte jetzt angespannte, feste Entschlossenheit aus. »Kilmer ist meine einzige Chance.«

»Die Jungs auf der Polizeiakademie sagen, daß er sich aus dem Geschäft zurückgezogen hat.«

»Meine absolut letzte und einzige Chance«, wiederholte Tanner mit größerem Nachdruck, dessen Stimme die Autorität des erfolgreichen Managers wiedererlangt hatte. Dusty zuckte die Achseln und schob die Hände lässig in die Gesäßtaschen.

»Und du wirst Kilmers Assistent sein. Ich rufe dich morgen früh an. Du kannst jetzt gehen.«

»Alles klar, Mr. Tanner.«

Tanners Augen blieben auf der kupferfarbenen Sonne kleben. Dusty warf noch einen kurzen Blick aus dem Fenster. Die Öffnung der Trompete war mit Rauch gefüllt.

zwei

*Liebe deinen Nachbarn, aber rei trotzdem
den Zaun nicht ab.*

Benjamin Franklin (1706–1790)

SAMSTAG, 14. JULI

Um zehn Minuten nach Mitternacht bog Harry Kilmer, hungrig und erschöpft, schließlich mit seinem grauen Mercedes in die Auffahrt zu seinem Haus in Brentwood ein. Er hatte den ganzen Abend damit verbracht, dafür zu sorgen, daß sich seine drei Anlageberater vor ihm auf dem Boden wanden, hatte ihnen klipp und klar ihre zahllosen Fehler vor Augen gehalten und ihre aalglatten und raffinierten Entschuldigungen und Ausreden einfach ignoriert. Unfähigkeit widerte ihn immer an, doch jetzt war er soweit, daß er sich entspannen und völlig abschalten konnte. Nachdem er die Kchentr aufgeschlossen hatte, machte er sich sofort daran, zwei Sandwichs mit Schinken und Käse zuzubereiten. Vor der Arbeitsfläche in seiner Küche stehend schnitt er fachmännisch Scheiben von dem geräucherten Schinken ab, wobei seine Finger das große Schlachtermesser mit chirurgischer Präzision führten.

Wie die meisten amerikanischen Männer war auch Kilmer sehr lange Kind gewesen, doch anders als die meisten war er schließlich doch noch erwachsen geworden. Er war zweiundfünfzig, groß und breitschultrig, und mit zunehmendem Alter war er attraktiver geworden. Sein kastanienbraunes Haar gewann durch die silbergrauen Strähnen. Doch sein erfahrenes Gesicht war immer noch das Gesicht eines Privatdetektivs: Die sonnengebrunte Haut hatte Falten wie ge-

bogenes Leder, die hohe Stirn und das energische Kinn waren aus Stein. Und seine körperliche Erscheinung war auch jetzt noch die gebieterische Erscheinung eines Detektivs: Die kühne, kraftvolle Selbstsicherheit des Profis, die permanente Wachsamkeit eines Exsoldaten und die lauernde Wildheit eines Raubtieres. Doch Kilmers auffälligstes äußerliches Merkmal, seine tiefliegenden nachtblauen Augen, deuteten auf ein Engagement mit dem Leben hin, das weit über die Grenzen seines Berufes hinausging. Manchmal waren diese Augen wie stechender blauer Stahl, die Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit verabscheuten, bereit, eiskalt und unbarmherzig zuzuschlagen. Und manchmal waren sie wie kristallklares blaues Wasser, die Integrität schätzten, bereit, mit warmer, offener Herziger Großzügigkeit zu helfen. Aber diese tiefliegenden Augen verrieten niemals, auf welche nackte, krasse Weise er die Welt einschätzte, und ebensowenig die rücksichtslose, harte Art, wie er mit sich selbst umging.

Kilmer nahm die fertigen Sandwichs und ging in den einzigen ungewöhnlichen Raum seines ansonsten gediegenen Hauses im Tudorstil. Vor einem Jahr hatte er diesen Raum mit peinlicher Detailtreue wie eine Eckkneipe umdekorieren lassen, und jetzt befanden sich in dem großen, nur schwach beleuchteten Raum all die richtigen Utensilien und Einrichtungsgegenstände: eine blau beleuchtete Jukebox, ein Münz-Billard, ein abgewetzter Linoleumfußboden und eine polierte Mahagonitheke. Es war der Ort, wo er mühelos aus der Reserve kommen und ganz er selbst sein konnte. Er setzte sich rittlings auf einen Barhocker und beugte sich über das blankpolierte Mahagoni. Kilmer zapfte sich ein frisches Faßbier. Doch bevor er einen Schluck trinken konnte, klingelte das Telefon. Er warf einen kurzen Blick auf die »Old Mil-

waukee«-Uhr – 0:25 Uhr – und nahm den Hörer ab. Seine Stimme war lustlos, und er sprach kurz angebunden.

»Ja?«

»Harry? Harry Kilmer?«

»Wer will das wissen?«

»Oh, Gott sei Dank, Harry. Ich versuche schon den ganzen Abend, dich zu erreichen. Ich bin's ... George Tanner.«

Kilmers markantes, hartes Gesicht entspannte sich.

»Schön, deine Stimme zu hören, Lieutenant.«

»Harry, ich muß sofort mit dir sprechen.«

»Probleme?«

»Ja, aber am Telefon kann ich nicht darüber reden.«

»Bist du in Malibu, George?«

»Ja.«

»Dreißig Minuten.«

Ehe Tanner sich bedanken konnte, schnappte Kilmer sich die beiden Sandwichs von der Theke und ging mit schnellen Schritten durch die Küche hinaus auf die dunkle Zufahrt zu seinem Haus. Sein muskulöser, durchtrainierter Körper bewegte sich mit der flinken, geschmeidigen Anmut eines Athleten. Nachdem er in seinen grauen Mercedes gestiegen war, steuerte er auf den Wilshire Boulevard und fuhr schnell weiter Richtung Freeway. Sein Ellenbogen lag lässig aus dem Seitenfenster gelehnt, die milde Nachtbrise zerzauste sein Haar. Der Smog war immer noch ziemlich übel. Im Juli war es am schlimmsten. Er sollte die Regel aufstellen: Verlaß im Juli die Stadt. Als er nach Norden auf den auf Betonpfeilern geführten San Diego Freeway einbog, begann er das erste Sandwich zu essen.

In der Dunkelheit unter ihm erstreckte sich Los Angeles, diese Stadt ohne Zentrum, dieses Spiel ohne Regeln, dieser glitzernde Sumpf, wo der mit Engelszungen redende Schwind-

ler King Kool ist. Zum Erfolg war nichts weiter nötig als *style* und *speed*, jene beiden Herzkammern von L. A., die kein Erdbeben jemals erschüttern konnte. Die Stadt versuchte das daraus resultierende Durcheinander hinter einer blendenden Zurschaustellung von Schaumschlägerei und großem Gerede zu verbergen, doch Kilmer hatte ein gegenteiliges Axiom: Ein Schlamassel ist ein Schlamassel. Und doch war L. A. Kilmers Stadt, seine frei gewählte Heimat und sein berufliches Aktionsfeld. Er beschwerte sich niemals oder entschuldigte sich deswegen, denn Los Angeles, ohne jede Skrupel und überschwemmt mit Charme, war Kilmers genaues Gegenteil. Zwanzig Jahre lang war er gern und bereitwillig durch die Gassen und über die Grundstücke geschlichen, und er war sehr stolz darauf, seinen Job gut zu machen. Doch vor zwei Jahren hatte er dann eine unerfreuliche Tatsache aufgedeckt, von der ein Gentleman aus Bel Air nicht wollte, daß sie aufgedeckt wurde. Der Gentleman hatte Kilmer fünfzigtausend Dollar und ein Haus in Brentwood geboten, um sie wieder zu vergessen. Kilmer hatte sie vergessen. Seit damals zog Kilmer sich Stück für Stück aus der Arbeit als Privatdetektiv zurück, und jetzt, als er zum ersten Mal seit Ausscheiden aus der Armee auf eine gesicherte finanzielle Grundlage blicken konnte, nahm er Fälle nur noch aus Gefälligkeit früheren Klienten gegenüber an. Das war eine weitere Sache, auf die Kilmer sehr viel Wert legte: Sein Freundeskreis in dieser Stadt der King Kools ohne Freunde.

Nachdem er Richtung Westen auf die Malibu Canyon Road abgebogen war, fuhr Kilmer schnell aufs Meer zu, aß sein zweites Sandwich und dachte über George Tanner nach. Kennengelernt hatte er den Lieutenant auf Bataan und Okinawa. Während der Besatzungszeit hatten sie sich dann mit Wheat und Hoekstra zu den Four Jacks zusammenge-

tan – dem härtesten Zahltags-Pokertisch in ganz Tokio. Tanner war schon immer der große Organisator und Unternehmer gewesen, hatte die anderen drei immer wieder in seine unzähligen Geschäfte verwickelt und sich dann an Kilmer gewandt, wenn er in der Klemme steckte. Ärger war Tanners große Schwäche: Er hatte eine ausgezeichnete Nase für Geld, aber nicht für Ärger. Nach zwanzig Jahren wirkte das alles nur noch wie ein Traum. Wheat war der einzige, zu dem Kilmer noch Kontakt hielt, indem sie per Post Fernschach spielten. Hoekstra war auf einem Highway in Michigan ums Leben gekommen. Wheat und Tanner waren beide Söhne von in Japan lebenden Missionaren und hatten sich auf Dauer in Tokio niedergelassen. Alle fünf Jahre kam Wheat für einen Monat in die Staaten. Irgendwie waren das auch gleichzeitig die einzigen Gelegenheiten, bei denen er Tanner sah, obschon Georges Geschäfte ihn viermal im Jahr nach L. A. führten. Meistens also nur Postkarten, und dann auch bloß zu Weihnachten. Daher wäre es schön, ihn zu treffen, auch wenn es klang, als steckte er wieder in Schwierigkeiten. Für ein gutes Geschäft würde George alles tun, aber er hatte immer seinen Anteil bekommen. Als Kilmer '53 kurz vor seiner Abreise aus Tokio auf die Schnelle viertausend brauchte, hatte George ihm ohne Fragen zu stellen das Geld geliehen, obschon Tanners Reederei zu dem Zeitpunkt gerade erst am Anfang stand. Kilmer hatte das Geld innerhalb von sechs Monaten zurückgezahlt, aber er hatte diese Freundlichkeit nicht vergessen. Zwanzig Jahre lagen jetzt zwischen ihnen, doch das Band war nicht zerrissen. Axiom: Ein Freund ist ein Freund.

An der Ampel in Malibu bog Kilmer ab und fuhr auf dem Pacific Coast Highway Richtung Norden, bis er das schmale Tor erreichte: »Privatstraße.« Vorsichtig steuerte er die schmale Asphaltstraße entlang, die dreißig Meter vom Was-

ser entfernt verlief. Die Meerluft war frischer, und der Vollmond stand beinahe klar und ohne jeden Schleier am Himmel. Die dunklen, weit auseinanderliegenden Häuser posaunten den Wohlstand ihrer Besitzer nicht hinaus. Malibu erinnerte mehr an eine träge, verschlafene Bucht als an eine der Gegenden dieser Welt mit den höchsten Grundstückspreisen. Tanners Briefkasten schimmerte im Licht der Scheinwerfer.

Kilmer entfernte sich einige Schritte von dem grauen Mercedes und schaute über das Wasser zum Mond. Ein großer Mann, der im silbrigen Mondlicht stand, tadellos sauber und korrekt. Seine gut geschnittene konservative Kleidung ließ ihn wie eine Granitsäule erscheinen: Grauer Anzug, graues Baumwollhemd mit schwarzen Streifen, schwarzer Leder Gürtel und schwarze Schuhe. Die maßgefertigten Schuhe sahen aus wie gewöhnliche Halbschuhe, besaßen jedoch Stahlkappen wie Sicherheitsschuhe. Kilmer machte auf dem Absatz kehrt und folgte unter den dunklen Eukalyptusbäumen dem gewundenen Weg zur Vordertür des großen Hauses im Ranch-Stil.

Die Tür öffnete sich plötzlich, und im Rahmen stand George Tanner: dünn, weniger Haare als früher, gekleidet in einen khakifarbenen Freizeitanzug. Betreten blieben die beiden Männer einen Moment in der Dunkelheit voreinander stehen, dann streckte Tanner seine schlaksige Hand aus. »Schön, daß du gekommen bist, Harry.«

Kilmer schüttelte die angebotene Hand herzlich. »Ist lange her, George.«

»Zu lange. Wieviel ... fast vier Jahre?«

»Ja.«

Als er in das Marmorfoyer trat, bemerkte Kilmer, daß Tanner mit den Nerven ziemlich am Ende war. Der Haarkranz

um seine Glatze glänzte verschwitzt, und auf seinem Gesicht hatte sich die typische Röte nach dem Genuß starken Alkohols niedergeschlagen. In nervöser Verlegenheit leckte er sich kurz über die Lippen. Kilmer sagte mit seiner tiefen, beruhigenden Stimme: »Schön, dich zu sehen, George. Wie geht's dir?«

Tanner machte eine weit ausholende Geste, versuchte Kilmers intensiven, musternden Blick abzulenken und antwortete mit gezwungener Heiterkeit. »Du kennst mich doch, Sergeant. Immer gesund und munter. Wie geht's selbst?«

»Man lebt.«

»Man sieht's dir an, Harry. Du hast mehr von diesen grauen Haaren gekriegt, die man distinguert nennt. Und ich hab' schon so viele verloren, ich denke schon über ein Toupet nach.«

Kilmer fixierte ihn aufmerksam. Die Nervosität war nicht Verlegenheit, sondern blanke Angst. Trotz des tapferen Versuches, die alte Kameraderie wiederzubeleben, wirkte Tanner wie ein Hengst, der in einer brennenden Scheune gefangen war. »Was ist los, George?«

Tanner machte eine Handbewegung, die andeuten sollte, diese Frage noch einen Moment aufzuschieben, und führte Kilmer in das geräumige Wohnzimmer, das mit eleganten Möbeln und japanischer Kunst eingerichtet war. Tanner setzte sich auf einen der beiden schwarzen Ledersessel vor dem großen Panoramafenster. Kilmer nahm ihm gegenüber Platz, sah, daß er immer noch nicht soweit war, das eigentliche Thema anzuschneiden, und sagte daher: »Wie laufen die Geschäfte?«

Tanner war erleichtert. »Wie immer viel zu tun, Harry. Genaugenommen sogar zu viel. Wenn ein Mann seine Freunde vier Jahre lang nicht sehen kann, wofür arbeitet er dann ei-

gentlich? Aber wie immer hab ich eine Sache laufen ... vielleicht kann ich doch endlich mal etwas kürzer treten – sofern sich in den nächsten paar Wochen alles gut entwickelt.«

»Ich wünsche dir alles Gute.«

»Sag mal, Wheat hat mir erzählt, daß *du* auch zu ein bißchen Geld gekommen bist.«

»Ja, genau das, was ich brauchte. Nicht viel, aber genug.«

»Freut mich zu hören, Harry. Der Herr wird's schon geben, wie mein Dad immer zu sagen pflegte.«

»Wie geht's dem alten Knaben?«

»Habe ich dir das nicht erzählt? Dad ist letztes Jahr gestorben. Mit zweiundachtzig.«

Kilmer nickte langsam. »Er hatte ein erfülltes Leben.«

»Ja. Er ist ganz friedlich im Schlaf gestorben. Wheats Vater war im selben Altersheim. Sie sind im Abstand von einem Monat gestorben.«

»Ja. Wheat hat mir geschrieben.«

»Wheats alter Herr war vierundneunzig. Diese alten Missionare sterben nie – sie entschlafen einfach nur und wechseln in ihr ewiges Paradies.«

»Wie alt ist Stephanie jetzt? Muß schon fast zwanzig sein.«

»Siebzehn«, antwortete Tanner, und die Angst kehrte in seine dunklen Augen zurück. »Wegen ihr habe ich dich angerufen.«

»Sie steckt doch wohl nicht in Schwierigkeiten?«

Tanner nickte.

»Ist es ernst?«

Wieder nickte Tanner und stand auf. »Laß mich dir zuerst einen Drink holen. Bourbon?«

»Ja.«

Kilmer sah sich in dem weiträumigen Zimmer um. Der schwarze Lacktisch, die Satsuma-Keramik, die Noh-Masken

– all das rief Erinnerungen in ihm wach. Die einzigen Imitationen in diesem Raum waren die teuren Reproduktionen der Genji- und Heiji-Schriftrollen, die an der hinteren Wand angebracht worden waren. Ihre farbenprächtigen Bilder erzählten die Geschichte des alten Kaiserhofs mit all seiner exklusiven Pracht und brennenden Zerstörung: die verschlagenen Adligen, die blendend schönen Hofdamen und die mächtigen Samurai. Eine Geschichte der Intrige, der Eleganz und des Gemetzels.

Tanner kehrte mit den Drinks zurück und setzte sich. Kilmer trank einen Schluck – Jack Daniel’s – und schaute auf. Wie die meisten Menschen hatte auch Tanner Schwierigkeiten, direkt und unverwandt in Kilmers eindringliche blaue Augen zu sehen, doch diesmal steckte mehr dahinter. Tanner war sichtlich bestürzt und verängstigt, ähnlich wie ein Kartengeber beim Poker, der plötzlich dreiundfünfzig Karten in seinem Spiel entdeckt. Kilmer trank einen weiteren Schluck und wartete, doch Tanner drehte einfach nur das Glas in seiner Hand und schwieg. Schließlich meinte Kilmer: »Also schön, George, was ist los?«

Tanner seufzte schwer. »Ach, Harry. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.«

Kilmers Stimme war nüchtern und sachlich. »Einfach gut mischen und von oben austeilen.«

»Sie haben mein kleines Mädchen entführt.«

»Wer?«

»Ich wünschte, ich wüßte es. Ein *yakuza*-Clan in Tokio.«

Kilmer hob fragend seine Augenbrauen. »Bist du sicher?«

»Ja, und ich habe eine scheiß Angst. Sie werden sie ohne lange nachzudenken umbringen«, stöhnte er und bemerkte nicht, daß das Glas in seiner Hand zitterte. »Du mußt mir helfen, Harry. Ich glaube, ich drehe noch durch.« Er senkte

seine Augen und suchte in seiner Tasche nach einem Taschentuch.

Kilmer wartete, bis Tanner seine Fassung wiedergefunden hatte. Regel: Präzise Fragen bieten mehr Trost als rührselige Sentimentalitäten. »Wann haben sie sich das erste Mal mit dir in Verbindung gesetzt?«

Tanner nippte an seinem Glas. »Vor ungefähr einer Woche.«

»Wie?«

»Sie haben einen Boten in mein Tokioter Büro geschickt. Er sagte, daß ein *oyabun*, ein *yakuza*-Boß, mit mir sprechen wollte.«

»Welcher *oyabun*?«

»Tono, der Chef des Tono-Clans.«

»Weißt du etwas über diesen Mann?«

»Eigentlich nicht. Mein Steuerberater sagt, daß der Tono-Clan sehr alt ist. Ihre wesentliche Machtbasis befindet sich im Hafen von Yokohama, wo auch meine Docks liegen.«

»Was hast du dem Mann geantwortet?«

»Gar nichts. Ich bin wegen der vierteljährlichen Inventur hier herübergeflogen und hatte die ganze Geschichte schon wieder vergessen, als heute nachmittag dann ein zweiter Bote kam. Dieses Mal war es ein engagierter Profi von der Sorte, die einen ganzen Haufen Geld kosten. Er ist den ganzen weiten Weg von Tokio zu meinem Büro hier in Long Beach geschickt worden. Er sagte, Tono habe Stephanie in seiner Gewalt, und er hat mir das hier gegeben.« Tanner zog das grüne Stück Stoff aus seiner Tasche. »Falls ich nicht innerhalb von drei Tagen wieder in Tokio bin, hat er mir versprochen, mit einem Körperteil von ihr zurückzukehren – und das wird er auch. Du mußt mir helfen, Harry. In drei Tagen werden diese Dreckskerle ihr den Arm abschneiden.«

Kilmers Stimme klang ruhig und endgültig. »Bezahl ihnen, was immer sie von dir verlangen.«

»Aber sie wollen kein Geld. Sie wollen *mich*.«

Kilmer beugte sich vor. »Warum?«

»Ich glaube, daß sie versuchen, meine Firma zu übernehmen.«

»Sind die anderen Reeder ebenfalls bedroht worden?«

Tanner strich mit einer Hand über seine Glatze. »Ich weiß es nicht.«

»Gibt es einen Grund, warum sie gerade dich ausgesucht haben?«

»Ich kann mir höchstens vorstellen, daß der Tono-Clan dieselben *yakuza* sein müssen, die ich aus meiner Firma rausgeschmissen und mit Druck von meinen Docks vertrieben habe. Das war vor ungefähr sechs Monaten.«

»Du kannst nicht gegen *yakuza* kämpfen, George, es sei denn, du bist bereit, einen Kampf auf Leben und Tod zu führen. Also geh zurück nach Japan und rede mit ihnen.«

»Nur wenn du mitkommst, Harry. Ich habe Angst, daß sie sowohl Stephie als auch mich töten werden.«

»Das bezweifle ich. Sie sind an etwas ganz anderem interessiert.«

»Ich werde Tono hinhalten. Wenn du Stephie gefunden hast, werde ich mit ihm reden.«

»Kommt nicht in Frage, George.«

»Sag das nicht! Ich bezahle dir jeden Preis.«

»Such dir einen anderen Mann.«

»Wo denn? Du bist der einzige Mann, der diesen Job erledigen kann – und das ist eine Tatsache.«

»Ich bin seit zwanzig Jahren nicht mehr in Japan gewesen.«

»Aber du *kennst* Japan. Und du verstehst auch etwas von

dieser Art Arbeit. Wo sonst finde ich denn einen Japan-Experten, der obendrein Privatdetektiv und Cop gewesen ist?«

»Ich arbeite heute praktisch nicht mehr in dieser Branche.«

Tanner streckte die Arme aus und flehte ihn an: »Bitte, tu's für meinen Seelenfrieden.«

Kilmer schüttelte den Kopf. »Die Antwort lautet klipp und klar nein, George. Ich werde nicht fliegen. Außerdem könnte ich nichts für dich tun, was die Tokioter Polizei nicht viel besser kann.«

Tanner versuchte, ruhig zu bleiben, und umklammerte die Lehne seines Sessels. Seine Stimme wurde schrill. »Wenn ich jetzt zur Polizei gehe, ist Stephanie schon so gut wie tot. Und das weißt du ganz genau. Ich bitte dich doch nur um ein paar Tage, Harry. Dann werde ich zur Polizei gehen.«

»Tut mir leid, George.«

»Harry, wie kannst du da sitzen und so etwas sagen? Ich bin völlig verzweifelt. Ich brauche deine Hilfe.«

Kilmer blickte fest und unverwandt in Tanners Augen. Seine Stimme war hart und monoton. »Ich würde dir wirklich gerne helfen, George, aber ich kann aus Prinzip nicht dorthin zurück. Und das weißt du. Laß uns jetzt damit aufhören.«

Tanner wurde gereizt. »Das Leben meiner Tochter steht auf dem Spiel – und du kommst mir mit Prinzipien?«

»Wenn du möchtest, werde ich dir jemand anderen für diesen Job empfehlen.«

Tanner beugte sich vor, einen Arm in einer verzweifelt bitenden Geste ausgestreckt, sein schmales Gesicht verzerrt vor Angst und Besorgnis. »Ich flehe dich an, Harry. Ich stehe mit dem Rücken zur Wand. Bitte!«

Kilmer lehnte sich zurück und schnitt ihm mit einer schroffen Handbewegung das Wort ab. Einen Freund vor

sich auf dem Boden kriechen zu sehen war alles andere als angenehm, aber er würde nicht nachgeben.

Tanner senkte den Blick, ließ den Arm fallen und schüttelte verbittert den Kopf. »Du und deine gottverdammten Prinzipien.« Er preßte die geballte Faust auf seine Glatze, stand dann unvermittelt auf, funkelte Kilmer wütend an und schleuderte ihm die wütenden Worte entgegen.

»Knallhart wie immer, häh?«

»Nein, George.«

»Zum Teufel!«

Kilmer blieb ruhig. »Es geht nicht anders.«

»Scheiße!« Tanner ballte die Faust.

Kilmer erwiderte Tanners wütenden Blick und blieb vollkommen ausdruckslos.

»Du verdammter Bastard.« Tanner leerte sein Glas mit einem Schluck und stolperte in die Küche, um sich einen neuen Drink zu holen.

Kilmer drehte sich zu dem großen Panoramafenster um und starrte hinaus. Abgesehen von dem fahlen weißen Mond, der genau in der Mitte des schwarzen Rechteckes hing, war es draußen völlig dunkel. Es sah wie das Negativ einer Photographie der japanischen Fahne aus. In dem fahlen weißen Schein sah er das Gesicht einer wunderschönen japanischen Frau mit traurigen Augen. Sie lächelte, hielt seinen Arm und beobachtete ihre kleine Tochter, die auf seinen Schultern saß und verspielt an seinen Haaren zog. Ihr Lachen jagte ihm ein Zittern durch den Bauch. Dann sah er sich allein mit der wunderschönen Frau und hörte sich sagen: »Aber warum, Eko? Ich werde dich nie verlassen. Du mußt mir einfach sagen, warum.« Ihre traurigen Augen blickten zu Boden. Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Brust und flehte sanft: »Frag nicht, Harry-san. Bitte, frag nicht

mehr.« Und dann sah er, wie er auf dem Schiff stand, seine Tränen unterdrückte, die Reling umklammerte, seine Hand zwang, dem schönen blassen Gesicht, das langsam kleiner wurde und verblaßte, zum Abschied zu winken. Zwanzig Jahre und immer noch ein Rätsel. Zwanzig Jahre. Vielleicht war es an der Zeit zurückzukehren. Regel: Wenn du ein Durcheinander nicht entwirren kannst, dann mach es zu deiner Lebensaufgabe oder laß es für immer ruhen. Axiom: Stelle niemals eine Regel auf, außer du weißt, wann du sie brechen mußt. Fakt: Zwanzig Jahre.

Kilmer trank einen Schluck und bemerkte, daß Tanner ihn beobachtete, unbeweglich im Raum stand, Angst hatte, ihn zu stören. Er drehte sich um und nickte. Sein Gesicht war ausdruckslos. Tanner setzte sich ruhig hin und sagte: »Ich weiß, an wen du gerade denkst, Harry. Es gibt keinen Grund, warum sie erfahren sollte, daß du wieder in Tokio warst – falls du es so haben willst.«

»Ich würde nie zurückgehen, ohne sie zu besuchen. Außerdem könnte ihr Bruder dein heimlicher Trumpf sein.«

Tanner nickte, behielt sorgsam ihren ruhigen Ton bei. »Denk an Stephanie. All die vielen Male, die du mit Beth bei uns warst, und wie du Klein-Stephie auf deinen Knien reiten gelassen hast.«

Kilmer starrte auf die zwei Eiswürfel in seinem Glas. Fakt: Es war Zeit zurückzukehren.

»Du und ich, Harry, wir fangen wieder von vorne an, in diesen Nächten damals, als die Bomben fielen und wir glaubten, daß wir den nächsten Tag nicht mehr erleben würden. Ich bitte dich, Harry, laß meine kleine Tochter den nächsten Tag erleben. Seit Janets Tod ist sie mein ein und alles.«

Kilmer nickte. George zog wirklich alle Register – Eko, Beth, Bataan, Janet –, doch das war gar nicht mehr nötig. Er

schaute auf, seine Stimme war kühl und sachlich. »In Ordnung, George. Ich werde mit dir zurückkommen. Eine Woche, tausend Dollar pro Tag.«

Tanner ließ sich in seinem Sessel zurücksinken. »Gott sei Dank.«

»Ich verspreche nichts außer, daß ich mich umsehen werde.«

»Das genügt mir, Harry. Ich weiß, daß du sie finden wirst.«

»Schick Wheat ein Telegramm. Sag ihm, daß ich meine Gutscheine für all die vielen Male einlösen komme, die er bei mir gewohnt hat.«

Tanner nickte und beugte sich vor. Seine Augen strahlten erleichtert. »Er wird sich freuen, dich zu sehen. Wenn alles vorbei ist, können wir ja wie früher eine Partie Poker spielen.«

»Mach dir nicht zu viele Hoffnungen, George. *Yakuza* halten sich nicht an normale Spielregeln. Es wird alles erst noch viel schlimmer werden, bevor es besser wird.«

»Ja, aber ich fühle mich schon erheblich besser. Ich lasse dir dein Ticket morgen früh bringen. Wir nehmen die Nacht-Maschine. Sieben Tage Tokio, Harry. Sieben, wie Dad immer gesagt hat, die vollkommene Zahl.«

»Ja«, erwiderte Kilmer trocken, leicht verärgert über Tanners übertriebene Begeisterung.

»Du wirst einen Assistenten benötigen. Ich werde dir einen meiner Männer mitgeben.«

»Nein. Ich mache das lieber allein.«

»Sei doch nicht immer so ein gottverdammter Einzelgänger, Harry. Du bist auch nicht mehr der Jüngste. Außerdem, der Junge, der für mich arbeitet, ist ein hervorragender Schütze, und er hat Tonos Boten gesehen. Ich Sorge dafür, daß du ihn morgen kennenlernst. Wenn er dir nicht gefällt, machen wir es auf deine Weise.«